

2.46 In: Z.f. Individualpsychologie 17, 1992, 183 - 197

Allgemeine Rahmentheorie, individualpsychologische Identität und Spezialfall im Detail: Auf dem Weg zu einer Theorie des psychoanalytischen Prozesses II

Eine Replik auf Eva Presslich-Titscher, Alwin Huttanus, Dieter Tenbrink und Helmuth Figdor

WILFRIED DATLER

General Framework Theory, Individual Psychological Identity and Special Case in Detail: Towards a Theory of the Psychoanalytic Process II

A reply to Eva Presslich-Titscher, Alwin Huttanus, Dieter Tenbrink und Helmuth Figdor

In 1991 an article by the author was published about "apperception, remembrance, and new beginning" in which a case vignette as well as five theses were presented regarding the theory of the psychoanalytic process. With a reply it is answered now to four critical statements. First the complexity of the current discussion about the relation between psychoanalysis and individual psychology is considered. After a few remarks about that it is meaningful to work on a general framework theory, it is dealt again with some questions concerning a theory of the psychoanalytic process. The article is closing with a pleading for the intensification of critical case discussions.

1991 wurde vom Autor ein Artikel über „Apperzeption, Wiedererinnern und Neubeginn“ publiziert, in welchem eine Fallvignette sowie fünf Thesen zur Theorie des psychoanalytischen Prozesses dargestellt werden. Auf vier kritische Stellungnahmen wird nun in Form einer Replik geantwortet. Zunächst wird auf die Vielschichtigkeit der gegenwärtigen Diskussion um das Verhältnis zwischen Individualpsychologie und Psychoanalyse eingegangen. Im Anschluß an einigen Bemerkungen darüber, daß es sinnvoll ist, an allgemeinen Rahmentheorien zu arbeiten, wird nochmals auf einige Fragen zu einer Theorie des psychoanalytischen Prozesses eingegangen. Die Arbeit schließt mit einem Plädoyer für die Intensivierung von kritischen Falldiskussionen.

Einleitung

Ausgehend von einer Fallvignette formulierte ich in meinem Artikel „Apperzeption, Wiedererinnern und Neubeginn“ fünf Thesen zur Theorie des psychoanalytischen Prozesses (Datler 1991 a). Im Zuge der Entfaltung dieser Thesen griff ich einzelne Momente dieser Fallvignette mehrmals auf, um sie im Anschluß an die Präsentation meiner 5. These nochmals kurz weiterzuführen. Ich endete mit der Skizze von zwei Konsequenzen, welche die (Weiter-)Entwicklung vorhandener prozeßtheoretischer Überlegungen betreffen. Noch im Heft 4 der Zeitschrift für Individualpsychologie 1991 nahm *Eva Presslich-Titscher* zu meinen Ausführungen kritisch Stellung. Zur Diskussion ihrer und meiner Überlegungen wurden überdies *Alwin Huttanus* und *Dieter Tenbrink* sowie *Helmuth Figdor* eingeladen, deren Überlegungen in diesem Heft nachgelesen werden können.

In allen genannten Diskussionsbeiträgen fand ich Hinweise, die mich anhalten, den einen oder anderen Punkt meiner Darstellung nochmals zu überdenken, den einen oder anderen Gedanken weiterzuführen oder das eine oder andere Mißverständnis

aufzuklären. Ich nehme die Gelegenheit zu einer Replik daher gerne wahr und möchte diese in drei Kapitel gliedern:

In einem *ersten Kapitel* werde ich mich auf jene Stellungnahmen beziehen, in denen auf die aktuelle Diskussion um das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Individualpsychologie Bezug genommen wurde. Dabei werde ich darauf verweisen, welche vielfältigen Aspekte und Schwierigkeiten dieser Diskussion inhärent sind. Da manche dieser Schwierigkeiten in der je individuellen psychoanalytischen bzw. individualpsychologischen Identität der jeweiligen Diskutanten wurzeln, möchte ich Bemerkungen zu meinem eigenen individualpsychologischen bzw. psychoanalytischen Selbstverständnis nicht ausklammern. In Verbindung damit möchte ich aber auch verdeutlichen, (a) daß mein Artikel, der diskutiert wurde, als Beitrag zu einer allgemeinen psychoanalytischen Rahmentheorie zu verstehen ist; und (b) inwiefern es notwendig ist, an solch einer Rahmentheorie zu arbeiten.

Im *zweiten Kapitel* will ich auf die Diskussion meiner Thesen zur Theorie des psychoanalytischen Prozesses zu sprechen kommen und einige Punkte markieren, die es im Zuge der weiteren Arbeit an einer solchen Prozeßtheorie zu bedenken gilt.

Einige abschließende Bemerkungen zu jenen Kommentaren, die sich auf meine Fallvignette beziehen, werden sich dann im *dritten Kapitel* finden.

Um allfällige Wiederholungen zu vermeiden, werde ich an mehreren Stellen auf Überlegungen verweisen, die ich bereits andernorts publiziert habe. Textverweise, denen keine Jahreszahlen beigefügt sind, beziehen sich jedoch durchwegs auf die Diskussionsbemerkungen von *Huttanus*, *Tenbrink*, *Presslich-Titscher* und *Figdor*, die in diesem Heft enthalten sind.

1. Individualpsychologie innerhalb oder außerhalb von Psychoanalyse? Bemerkungen zur Komplexität dieser Fragestellung und ein Plädoyer für Differenzierung

Eva Presslich-Titscher (1991) hat unsere Diskussion mit dem Hinweis eröffnet, daß man es sich zu einfach machte, wenn man individualpsychologische Therapien global als „Psychoanalysen“ begreifen wolle; denn sinnvoll und notwendige Differenzierungen gingen dann verloren. Daß ich in der Diskussion um das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Individualpsychologie ebenfalls für deutlichere Differenzierungen plädiere und inwiefern ich dabei andere Akzente setzen möchte als *Presslich-Titscher*, will ich gegen Ende dieses Kapitels verdeutlichen. Zunächst möchte ich aber skizzieren, daß *Presslich-Titscher* in ihrem Diskussionsbeitrag selbst zu Vereinfachungen neigt und daß ich die Probleme, die in Diskussionen zum Psychoanalyse-Individualpsychologie-Verhältnis verhandelt werden, als vielschichtiger ansehe, als dies in einschlägigen Diskussionen zumeist deutlich wird.

1.1 Presslich-Titschers Rede von „der“ Psychoanalyse

Presslich-Titscher (1991, S. 260) kritische Bemerkungen beginnen mit dem Hinweis, daß es für sie zwar keinen Zweifel „an der Notwendigkeit einer Annäherung der Individualpsychologie an die Psychoanalyse gibt“. Dieser Annäherung müsse aber „ein Herausarbeiten der Unterschiede zwischen unserem Tun und dem der Psychoanalytiker vorausgehen“. Bereits diese Formulierungen lassen erkennen, daß *Presslich-Titscher* zwischen Individualpsychologie und Psychoanalyse klare Grenzen zieht und daß sie Individualpsychologie somit außerhalb von Psychoanalyse ansiedelt. Dabei spricht sie über weite Strecken (ausdrücklich und sinngemäß) von *der* Psychoanalyse, von *dem* Tun der Psychoanalytiker und *dem* psychoanalytischen Arbeiten. Sie erweckt den doppelten Eindruck, daß (a) Psychoanalyse heute ein klar umrissenes, homogenes Ganzes darstelle, das (b) als solches eindeutig ausgewiesen und gegenwärtiger Individualpsychologie gegenübergestellt werden könne:

– Zwar erwähnt *Presslich-Titscher* die Diskussionen des Internationalen Kongresses für Psychoanalyse in Rom (1989), in denen es um die vielen unterschiedlichen Positionen psychoanalytischen Denkens und Arbeitens gegangen war; doch kommt ihre *vereinheitlichende Tendenz*, die sie v. a. Psychoanalyse entgegengebracht, zum Ausdruck, wenn sie wenige Zeilen später von „den beiden Konzepten“ spricht – und damit Individualpsychologie und Psychoanalyse meint: Psychoanalyse wird somit als *ein* Konzept vorgestellt, das überdies von *dem* anderen Konzept der Individualpsychologie klar abgegrenzt werden kann (*Presslich-Titscher* 1991, S. 261; Hervorhebung W. D.).

– Und auch *Presslich-Titschers* (1991, S. 262) Bemerkung, daß es Individualpsychologen geben könnte, „die vielleicht sogar psychoanalytischer arbeiten als die Psychoanalytiker“, unterläuft *Presslich-Titschers* Neigung zur Homogenisierung nur vordergründig; denn aus *Presslich-Titschers* Formulierung spricht die Annahme, daß es eine eindeutige Vorstellung von „psychoanalytischem Arbeiten“ gäbe, an der gleichsam abgelesen und gemessen werden kann, wer dieser Vorstellung von Psychoanalyse mehr oder weniger entspricht.

Ich halte dieses von Psychoanalyse und psychoanalytischem Arbeiten gezeichnete Bild für problematisch. Denn wenngleich ich zögere zu meinen, daß *Presslich-Titschers* Psychoanalyseverständnis in einer „klassisch freudianischen Tradition“ (*Tenbrink*, S. 201) steht, so stimme ich doch *Tenbrink* und *Huttanus* zu, die dafür plädieren, der vielschichtigen Gestalt gegenwärtiger Psychoanalyse stärker Rechnung zu tragen: Wer zeitgenössische psychoanalytische Literatur liest (und das weiß *Presslich-Titscher* ebenso gut wie ich), der findet heute eine Vielzahl unterschiedlicher psychoanalytischer Theorieansätze vor, die allesamt von renommierten Psychoanalytikern vertreten und in heftiger Konkurrenz präsentiert werden. Und ähnlich kontrovers wird überdies diskutiert, wodurch sich psychoanalytische Kuren und psychoanalytische Therapien charakterisieren lassen und wie deren „kurative Momente“ erforscht und beschrieben werden könnten. Trägt man ferner mit *Huttanus* (S. 210 f.) dem Umstand Rechnung, daß zur Zeit unterschiedliche Vorstellungen darüber tradiert werden, was unter Individualpsychologie und was unter individualpsychologischer Praxis zu verstehen ist, so wird es einem schwerfallen, von *der* Individualpsychologie und *der* Psychoanalyse zu sprechen und präzise Grenzen zwischen psychoanalytischer und individualpsychologischer Praxisgestaltung zu postulieren.

1.2 Die Diskussion um das Individualpsychologie-Psychoanalyse-Verhältnis ist nicht bloß eine wissenschaftssystematische

Freilich ist es nicht bloß aus wissenschaftssystematisch-faßbaren Gründen schwierig, das Problem des Verhältnisses zwischen Individualpsychologie und Psychoanalyse nüchtern zu diskutieren. Denn Diskussionen um das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Individualpsychologie sind in individualpsychologischen Kreisen seit einiger Zeit „emotional hoch besetzt“. Und auf diverse Versuche, zwischen Psychoanalyse und Individualpsychologie klare Grenzen zu ziehen, antworten vor allem bundesdeutsche Kolleginnen und Kollegen mit deutlich spürbarem Ärger. Dies ist aus meiner Sicht verständlich; denn *Huttanus* (S. 211) deutet ja ausdrücklich an, daß die Debatte um das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Individualpsychologie auch kassenrechtliche Konsequenzen (und somit auch Prestige- und Geldfragen) tangiert. Darüber hinaus meine ich, daß es wohl ärgerlich sein muß,

- wenn sich v. a. bundesdeutsche Individualpsychologen seit langem darum bemühen, auch von Vertretern anderer psychoanalytischer Vereinigungen (wie DPG, DPV oder DGPT) als Psychoanalytiker akzeptiert zu werden;
- wenn sie nicht müde werden, Individualpsychologie auch in einschlägigen Publikationen als Psychoanalyse auszuweisen;

- und wenn sie dann just in der „hauseigenen“ Zeitschrift für Individualpsychologie einen Artikel lesen müssen, in dem so nachdrücklich Gegenläufiges behauptet und argumentiert wird.

Schließlich ist zu bedenken, daß sich viele Individualpsychologen nicht bloß aus kassenrechtlich-strategischen Gründen, sondern auch „tatsächlich“ als Psychoanalytiker begreifen. Dies bedeutet, daß in der Diskussion um das Verhältnis zwischen Individualpsychologie und Psychoanalyse (zumindest unausgesprochenerweise) immer auch das Selbstverständnis vieler Individualpsychologen mitverhandelt wird. Das macht nüchternes Diskutieren nicht immer leichter; denn Ausführungen wie jene von *Presslich-Titscher* drohen dann allzu schnell als kränkend oder beleidigend erlebt zu werden, wenn der Gemeinschaft jener Individualpsychologen, die sich auch als Psychoanalytiker erleben, sinngemäß mitgeteilt wird: „Ihr glaubt zwar, daß ihr Psychoanalytiker seid und daß ihr psychoanalytisch arbeitet. Ihr wünscht euch auch, daß dem so wäre. Ich sage euch aber, daß viele von euch einer Selbsttäuschung unterliegen; denn ihr erfüllt die beiden wesentlichsten Qualitätskriterien nicht: Ihr glaubt zwar, ‚daß es das Unbewußte gibt‘, kennt aber nicht dessen ‚wichtigste Gesetzmäßigkeiten‘; und außerdem beherrscht ihr nicht das ‚psychoanalytische Handwerkszeug‘“ (vgl. *Presslich-Titscher* 1991, S. 262f.).

1.3 Die Entscheidung für Individualpsychologie als gezielte Entscheidung für Nicht-Psychoanalytisches?

Ich weiß überdies nicht, ob in der Diskussion um das Verhältnis zwischen Individualpsychologie und Psychoanalyse grundsätzlich davon auszugehen ist,

- daß sich Individualpsychologen zunächst im (bewußten oder unbewußten) Wissen um das Menschenbild und die therapeutische Technik der Individualpsychologie gegen andere psychotherapeutische Schulen und somit für Individualpsychologie entschieden haben;
- und daß die aktuelle Rede von der „psychoanalytischen Identität heutiger Individualpsychologen“ grundsätzlich unter dem Aspekt eines „Identitätswechsels“ zu problematisieren ist (vgl. *Presslich-Titscher*, S. 262).

Nun möchte ich keineswegs bestreiten, daß solch eine Problematisierung grundsätzlich sinnvoll und notwendig ist; zumal *Huttanus* (S. 211) ja auch darauf verweist, daß sich nach 1945 so manche deutschsprachigen Individualpsychologen erst allmählich ein tiefenpsychologisches Selbstverständnis erarbeiten mußten (vgl. dazu *Schmidt* 1987, S. 250; *Titze* 1985, S. 173f.). Aber in welchem Ausmaß kann man davon ausgehen, daß die Entscheidung, seine tiefenpsychologisch-psychotherapeutische Ausbildung in einem individualpsychologischen Verein bzw. an einem individualpsychologischen Ausbildungsinstitut zu beginnen, grundsätzlich nach jenen Kriterien gefällt wurde, die bei *Presslich-Titscher* anklingen? Mein Weg zur Individualpsychologie verlief jedenfalls anders:

Ich begegnete der Individualpsychologie, als ich während meines Studiums der Erziehungswissenschaften ohne einschlägige Vorbildung einen Lehrveranstaltungszyklus von *Marta Kos-Robes* besuchte. Sie las mit uns im ersten Semester *Anna Freud*, im zweiten Semester *Erik H. Erikson*. Es folgte die Lektüre von *Oskar Spiels* (1947) „Am Schaltbrett der Erziehung“, dann abermals *Anna Freud* sowie ausgewählte Texte von *Freud*, *Adler* und *Jung*. In den nächsten Semestern kamen *Aichhorn*, *Zulliger*, *Spitz*, *Fraiberg*, *Richter* sowie *Hobmair* und *Treffler* (1979) an die Reihe. Die Positionen, die von diesen Autoren repräsentiert wurden, waren weit und inhomogen; und von der Lehrveranstaltungsleiterin wurde eher auf Überschneidungen denn auf Unvereinbarkeiten zwischen psychoanalytischen und individualpsychologischen Publikationen eingegangen. Für *Marta Kos-Robes* war überdies

klar, daß so manche psychoanalytische Literatur als wichtiger einzuschätzen sei als so manche individualpsychologische Veröffentlichung.

Diese Grundhaltung begegnete mir auch, als ich lange Jahre über an der Universitätsklinik für Neuropsychiatrie des Kindes- und Jugendalters praktizierte, der *Walter Spiel*, damals auch Vizepräsident des Österreichischen Vereins für Individualpsychologie, vorstand: Wir Praktikanten wurden in Vorlesungen von Psychoanalytikern und Individualpsychologen geschickt und hielten es für selbstverständlich, daß der entwicklungspsychologische Teil der Hauptvorlesung von *Spiel* nach den Gliederungspunkten „Oralität, Analität, Ödipalität. . .“ aufgebaut war. Wir besprachen kinderpsychotherapeutische Fälle mit dem Psychoanalytiker *Rudolf Ekstein*, der an der Klinik *Spiel* mehrere Jahre hindurch mit einer Gastprofessur betraut war; und wir waren keineswegs überrascht, als auf den Umschlägen der von *Walter Spiel* (1980a, b) herausgegebenen Bände aus Kindlers „Psychologie des 20. Jhdts.“ in programmatischer Absicht die Porträts von *Anna Freud* und *René Spitz* sowie von *Aichhorn* und *Zulliger* zu sehen waren.

Ich erlebte mich damals als Student, der sich mit psychoanalytischer Literatur beschäftigte. Und es lag für mich nahe, eine Dissertation über *psychoanalytische Pädagogik* zu schreiben (vgl. *Datler* 1983). Bezeichnenderweise bot sich *Marta Kos-Robes* an, meine Arbeit zu betreuen; und *Spiel* machte mir das Angebot, als zweiter Begutachter zu fungieren. All dies bestärkte mich in meinem damaligen Eindruck, daß es zwischen der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, dem Wiener Arbeitskreis für Tiefenpsychologie (der sich inzwischen Wiener Arbeitskreis für Psychoanalyse nennt) und dem Österreichischen Verein für Individualpsychologie zwar historisch rekonstruierbare Unterschiede gibt, die sich in aktuellen Theorie- und Technikdiskussionen nur marginal abzeichneten. In diesem Sinne war ich lange Zeit über sogar der Meinung, daß *Marta Kos-Robes* sowohl der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung als auch dem Österreichischen Verein für Individualpsychologie angehörte. Als mir klar wurde, daß *Marta Kos-Robes* im Österreichischen Verein für Individualpsychologie Lehranalytikerin war und als ich mehrere Assistenten der Klinik *Spiel* kennengelernt hatte, die ebenfalls Individualpsychologen waren, lag es für mich nahe, im Österreichischen Verein für Individualpsychologie um Zulassung zu einer Therapieausbildung anzusuchen. Bezeichnenderweise wählte ich mir *Walter Spiel* als Lehranalytiker im Wissen, daß er nicht nur beim Individualpsychologen *Ferdinand Birnbaum*, sondern auch beim Analytiker *August Aichhorn* in Lehranalyse gewesen war.

Ich erzähle dies so ausführlich, weil ich verdeutlichen möchte, daß ich z. B. ein psychoanalytisches Selbstverständnis ausgebildet hatte, noch bevor ich begann, Individualpsychologe zu werden. Ich bin mir sicher, daß ich in dieser Hinsicht zumindest in Wien keinen Einzelfall abgebe; denn gerade hier sind die Grenzen zwischen Psychoanalyse und Individualpsychologie seit den Kriegsjahren nicht immer leicht zu ziehen (gewesen) (*Datler* 1991b, S. 33f.).

1.4 Psychoanalyse als breite Theorietradition und die Notwendigkeit spezifischer Binnendifferenzierungen: Zum Verhältnis zwischen Rahmentheorie und Spezialfällen

Freilich blieb mir auch nicht verborgen, daß zwischen den Positionen der Personen, die ich dem Gesamtbereich der Psychoanalyse zuordnete, erhebliche Differenzen bestehen. Darüber hinaus wurde mir während meiner Therapieausbildung und im Zuge meiner Arbeit an der Universität Wien zusehends deutlich, daß die Ausbildungen im Österreichischen Verein für Individualpsychologie, in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung und im Wiener Arbeitskreis für Psychoanalyse erhebliche Unterschiede aufwiesen; daß viele Mitglieder dieser Vereinigungen in diversen grundsätzlichen und theoretischen Fragen tendenziell unterschiedlicher Meinung sind; und daß vor allem Mitglieder der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung die Auffassung vertreten, daß nur sie Psychoanalytiker im eigentlichen Sinne wären und daher nur ihr tagtägliches Handeln das Attribut des Psychoanalytischen verdiene.

Andererseits fiel mir aber zusehends auf, wie sehr die Positionen jener Autoren streuen, die in der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung vertreten sind.

Arbeiten wie jenen von *Schmidbauer* (1975), *Kausen* (1977) oder *Cremerius* (1982) entnahm ich, daß Vertreter vieler Positionen, die von der „psychoanalytic community“ als un-analytisch erklärt wurden, nicht zuletzt aus gruppenspezifisch, vereinspolitisch oder wissenschaftssoziologisch faßbaren Motiven aus der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung ausgeschlossen worden waren; und daß zentrale Inhalte ihrer „exkommunizierten“ Lehren von Folgeautoren oft wieder als Neuentdeckungen in das offizielle psychoanalytische Lehrgebäude eingeführt wurden (und werden). Im Zuge meiner Beschäftigung mit Kinderpsychotherapie und psychoanalytischer Pädagogik begriff ich überdies, daß in unterschiedlichen Etappen der Entwicklung von Psychoanalyse äußerst unterschiedliche Praxisformen als „psychoanalytisch“ begriffen wurden; und daß die augenblickliche weitverbreitete Tendenz, bloß jenes Handeln als psychoanalytisch zu bezeichnen, das einer gewissen therapeutischen Standardtechnik folgt, keineswegs in primär wissenschaftlichen Überlegungen wurzelt (vgl. *Datler* 1992 b).

Dies bestärkte mich in meiner Tendenz, unter „Psychoanalyse“ eine Vielfalt an Diskussionstraditionen, Positionen, Strömungen . . . zu verstehen, denen in unterschiedlicher Ausformulierung die Annahme eines dynamischen Unbewußten gemeinsam ist. Angesichts des breiten Spektrums, auf dem die Positionen jener Autoren angesiedelt sind, die ganz zweifellos als Psychoanalytiker gelten, sah und sehe ich keinen Anlaß, Individualpsychologie, wie sie mir begegnet war und wie ich sie begreife, außerhalb des Gesamtrahmens von Psychoanalyse zu stellen. Es kam mir daher entgegen, daß sich während des letzten Jahrzehnts in der bundesdeutschen Individualpsychologie immer deutlicher die Auffassung breitmachte, daß die Individualpsychologie als eine „tiefenpsychologische Schule in der Tradition der Psychoanalyse“ zu begreifen ist bzw. daß Individualpsychologie „einen Teil jener psychologischen Strömung“ abgibt, „die wir Psychoanalyse zu nennen pflegen“ (*Schmidt* 1985, S. 228; 1987, S. 244 f.).¹ Diese Begriffsauslegung von Individualpsychologie spiegelte auch mein Verständnis von Individualpsychologie, welches mir ermöglicht,

- mich in meiner Arbeit auf Autoren zu stützen, die zum Kernbestand der psychoanalytischen Literatur zählen;
 - meine Arbeit mit Kollegen und Supervisoren zu besprechen, die in psychoanalytischen Vereinigungen Mitglied sind;
 - oder in der Redaktion des Jahrbuchs für Psychoanalytische Pädagogik bzw. in der Arbeitsgruppe „Pädagogik und Psychoanalyse“ der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaften mitzuarbeiten (wo ich nicht nur als Erziehungswissenschaftler, sondern auch als Psychoanalytiker gelte)²,
- ohne dabei als Individualpsychologe in Identitätskonflikte zu geraten.

Gleichzeitig halte ich es aber auch für notwendig und sinnvoll, nicht aus den Augen zu verlieren, welche Differenzen zwischen den Positionen existieren, die innerhalb des Gesamtbereichs von Psychoanalyse angesiedelt sind. Diese Differenzen wurzeln, wie *Figdor* (S. 173) andeutet, in mehreren Momenten, die untereinander in komplexer Weise verschränkt sind: in den erkenntnisleitenden Interessen der einzelnen Autoren; im unterschiedlichen Klientel, mit dem diese Autoren unterschiedliche therapeutische, sozialpädagogische etc. Erfahrungen machen; in den anthropologischen, prozeßtheoretischen und wissenschaftsmethodischen Vorannahmen, von denen die Interpretationen, Interventionen und Theoriebildungsprozesse dieser Autoren getragen sind; in unterschiedlichen Identifikationen mit Lehrern, psychologischen und philosophischen Strömungen usw. usf.

Will man an der Präzisierung dieser Differenzen arbeiten, dann ist es sicherlich

notwendig, im Sinne von *Figdor* (S. 173) verstärkt der Genese unterschiedlicher Theorie- und Konzeptbildungen sowie der Frage ihres wissenschaftslogischen Abstraktionsniveaus nachzugehen. Es wird auch sinnvoll sein, verstärkt darauf aufmerksam zu machen, welche positionellen Unterschiede zwischen einzelnen psychoanalytischen Richtungen in einschlägigen Fachpublikationen immer wieder beschrieben werden. Darüber hinaus bedarf es aber auch klarer *Kategorien, an denen* Unterschiede und Polarisierungen festgemacht werden können, sowie gemeinsame Bezugspunkte, vor deren *Hintergrund* überhaupt erst klar wird, in *Hinblick worauf* sich denn einzelnen Positionen unterscheiden:

Verzichtet man auf letzteres, so kann es geschehen, daß man Differenzen beschreibt, ohne vor Augen zu haben, was das gemeinsame *Bezugssystem* ist, *innerhalb dessen* Differenzierungen überhaupt erst Sinn bekommen; und es bedarf dann oft nur eines kleinen Schrittes, um Aspekte verschiedener Ansätze miteinander zu vergleichen, die sich in dieser Form gar nicht vergleichen lassen bzw. deren Vergleich zu wenig sinnvollen Ergebnissen führt: Denn was hat man z. B. davon, wenn man in einem Vergleich zwischen Äpfeln und Birnen feststellt, daß die untersuchten Äpfel grün waren, während *im Unterschied dazu* alle untersuchten Birnen das Gewicht von 20 dag überschritten hatten? Und welchen Sinn ergibt eine Untersuchung, in der erforscht wird, daß Kirschen Kerne haben, während Marillen auf Bäumen wachsen?

Was in Sachen „Obstvergleich“ ganz offensichtlich ist, springt in Sachen „vergleichende Psychotherapieforschung“ freilich viel weniger ins Auge. Aber um auch dafür ein Beispiel zu nennen:

In ihrem Aufsatz „Schulspezifische Unterschiede in den analytischen Behandlungen“ macht *Eva Titscher* (1987, S. 92) auf Unterschiede zwischen jenen therapeutischen Positionen aufmerksam, die dem psychoanalytischen Triebmodell bzw. dem psychoanalytischen Beziehungsmodell folgen. In übersichtlicher Weise faßt sie zusammen, welche positionellen Gegensätze in einschlägigen Fachpublikationen postuliert werden. In diesem Sinn referiert sie z. B.,

- daß dem Triebmodell zufolge die über Deutung eröffnete „Einsicht“ heilend wirke und Deutungen daher das wichtigste Instrument des Analytikers abgäben,
- während dem Beziehungsmodell zufolge der „korrigierenden emotionalen Erfahrung“ heilende Bedeutung zukäme und die jeweilige „Haltung“ des Analytikers dessen wichtigstes Instrument darstelle.

Dies klingt plausibel – bloß: In bezug *worauf* ist dieser Gegensatz als *sinnvoller Gegensatz* zu begreifen? Es ist aufs erste problemlos anzunehmen, daß es – idealtypischerweise – zwei Therapeutengruppen zu unterscheiden gibt, die gegenteiliger Auffassung darüber sind, was die primär heilenden Momente in analytischen Therapien darstellen. Auf Schwierigkeiten stößt man aber dann, wenn man weiterfragt, worauf sich denn diese gegensätzlichen Therapeutenauffassungen beziehen. Sie beziehen sich nämlich auf ein interaktives, „heilendes“ Geschehen, das sich zwischen Therapeuten und Patienten entfaltet. Und vergegenwärtigt man sich dies, dann kann man den postulierten Gegensatz nicht mehr so einfach als Gegensatz begreifen; denn dann muß man feststellen, daß Deutungen innerhalb eines interaktiven Beziehungsgeschehens ausgesprochen werden und daß das Erleben der Art, wie eine Deutung formuliert, wann sie geäußert und worauf sie bezogen wird, auch ein Stück „Beziehungserfahrung“ darstellt (vgl. *Fischer* 1988, S. 141): Indem der Analysand z. B. *erfährt*, daß sich sein Analytiker vor seinen unbewußten Aggressionen nicht fürchtet, sondern daß er die Leugnung dieser Aggressionen ausdrücklich anspricht, macht er ein Stück spezifische Erfahrung, die, sofern sie „heilende“ Konsequenzen zeitigt, durchaus als „korrigierende Beziehungserfahrung“ zu begreifen ist.

Polarisiert man hingegen ungerechtfertigterweise zwischen „Deuten“ einerseits und „Ausgestaltung korrigierender emotionaler Erfahrungen“ andererseits, verliert man den *technisch bedeutsamen Zusammenhang aus dem Auge* zwischen der Art, in der eine Deutung gehalten und formuliert wird, und der Einschätzung des Analytikers, ob der Analysand die beabsichtigte Deutung z. B. als hilfreiche Intervention, als Wertschätzung spiegelnde Zuwendung oder als Bedrohung erleben könnte, die ein brüchiges Arbeitsbündnis massiv gefährdet.

Ich möchte also positionelle Differenzen keineswegs leugnen, sondern lediglich betonen, daß es zur Herausarbeitung dieser Differenzen (a) der Präzisierung von

Gemeinsamkeiten bedarf, um dann (b) vor dem Hintergrund dieser Gemeinsamkeiten überhaupt erst *Unterschiede bestimmen* und in ihrer *Relevanz verdeutlichen* zu können.

Überdies kann festgehalten werden, daß es zur Herausarbeitung von Unterschieden zwischen diversen psychotherapeutischen Ansätzen nicht nur der Präzisierung gemeinsamer persönlichkeits-theoretischer Annahmen bedarf. Denn da es in psychotherapeutischen Theoriebildungen um die Veränderung von Persönlichkeitsmomenten in Abhängigkeit von bestimmten therapeutischen Hilfestellungen geht, die innerhalb bestimmter therapeutischer Settings gegeben werden können, bedarf es im Fall der vergleichenden Psychotherapieforschung der Herausarbeitung einer *Rahmentheorie*, die jene Annahmen über den *therapeutischen Prozeß* enthält, die unterschiedlichen psychotherapeutischen Ansätzen gemeinsam sind. Jene i. w. S. „Theorien“, die dann in der konkreten psychotherapeutischen Arbeitssituation von praxisleitender Bedeutung sind, zeichnen sich dann freilich durch ein höheres Maß an Komplexität und durch ein geringeres Maß an Allgemeinheit aus: Sie können als vielfältige „Spezialfälle“ dieser allgemeinen Rahmentheorie begriffen werden.

2. Zur Diskussion um eine Theorie des analytischen Prozesses

Ich verzichte hier darauf, genauer auf den Zusammenhang zwischen Rahmen- und Spezialtheorien einzugehen; und lasse die andernorts tangierte Frage außer acht, welche Bedeutung paradigmatische Grundannahmen für die Ausbildung solcher Rahmentheorien haben (Datler und Reinelt 1989 b). Statt dessen möchte ich mich nun der Diskussion meiner Thesen zur Theorie des psychoanalytischen Prozesses zuwenden und vor allem unter Bezugnahme auf *Presslich-Titscher* und *Figdor* zunächst festhalten, daß es mir in meinem Artikel nur bedingt um eine Aufhebung der Differenz zwischen Psychoanalyse und Individualpsychologie gegangen ist.

2.1 Zum Problem der Aufhebung der theoretischen Differenz zwischen Psychoanalyse und Individualpsychologie

Vor allem *Figdor* (S. 171 f.) geht von der Annahme aus, daß es mir in meiner Arbeit über „Apperzeption, Wiedererinnern und Neubeginn“ primär darum gegangen wäre, theoretische Differenzen zwischen Psychoanalyse und Individualpsychologie aufzulösen. Nachdem ich nun ausführlicher dargestellt habe, daß ich Individualpsychologie, wie ich sie verstehe, gar nicht außerhalb von Psychoanalyse ansiedle, dürfte klar sein, daß es mir um die Aufhebung solcher Differenzen nicht ging.

Ausgangspunkt meiner Arbeit war vielmehr die Tatsache, daß ich in der wissenschaftstheoretischen Literatur zur Psychoanalyse ebenso wie in der Literatur zum psychoanalytisch-therapeutischen Prozeß zahlreiche Ausführungen zum Themenbereich Deuten, Aufdecken und Wiedererinnern gefunden habe, die mich – nicht zuletzt durch die Auseinandersetzung mit *Grünbaum* (1988) angeregt – äußerst unzufrieden machten. Ich nahm mir deshalb vor, genauer zu klären,

- inwiefern es erkenntniskritisch problematisch ist zu meinen, in psychoanalytischen Therapien werde aufgedeckt und wiedererinnert:
- in welcher Weise präziser erfaßt werden kann, was Psychoanalytiker und Analysanten dann aber tun, wenn sie meinen, an der Aufdeckung und Entdeckung von Verdrängtem zu arbeiten:
- und inwiefern dieser Arbeit im analytischen Prozeß kurative Bedeutung zukommen kann.

Die Thesen, die ich dann entfaltetete, sollten für jedes „aufdeckende“ analytisch-therapeutische Arbeiten gelten und wurden deshalb mit dem Anspruch formuliert,

Beiträge zu einer allgemeinen psychoanalytischen Rahmentheorie im oben skizzierten Sinn darzustellen.

Freilich richtete sich mein Manuskript, das am 18. Internationalen Kongreß für Individualpsychologie vorgetragen wurde, auch an Individualpsychologen, die sich nicht als Analytiker verstehen. *Presslich-Titscher* (1991, 265) hat daher nicht unrecht, wenn sie meint, ich hätte in meinem Artikel auch zeigen wollen, daß man heute „ein psychoanalytisches Selbstverständnis unter Wahrung individualpsychologischer Identität“ ausbilden kann. Um in diesem Sinn die Möglichkeit punktueller Verknüpfungen zwischen konventionellen individualpsychologischen Theorietraditionen und jüngeren psychoanalytischen Entwicklungen zu verdeutlichen, sprach ich in anderen Arbeiten allerdings nicht bloß von Individualpsychologie *innerhalb* von Psychoanalyse sondern von Individualpsychologie *und* Psychoanalyse, als würde ich Psychoanalyse und Individualpsychologie als zwei getrennte und voneinander klar abgrenzbare Disziplinen begreifen (z. B. *Datler* 1985, 1987). Dies war letztlich inkonsequent, läßt aber verstehen, von welchem Standpunkt aus *Figdors* Diskussion meiner Arbeit beginnt und endet.

2.2 Was leistet der Apperzeptions-Begriff?

Verständlich ist daher auch *Figdors* (S. 173 f.) Annahme, ich würde meinen, mit Hilfe des Begriffs Apperzeption könne der Versuch gelingen, „der Individualpsychologie die Dynamik des Unbewußten wiederzugewinnen“. *Figdor* läge nicht ganz falsch, wenn er dabei die Auseinandersetzung mit unseren eher kognitiv orientierten Kollegen im Auge hätte.

Von *zentraler* Bedeutung ist mir der Apperzeptionsbegriff aber deshalb, weil er zwar nicht Psychisches schlechthin (vgl. *Figdor*, S. 173), so aber doch alle Aktivitäten umfaßt, die zur Ausbildung von Selbst- und Objektrepräsentanzen sowie in darin gründenden unbewußten Abwehr- und Sicherungsversuchen führen (*Datler* 1987, 277 f). Dank seiner begrifflichen Weite, hohen Abstraktheit und sprachlichen Sperrigkeit fordert er dazu heraus, in der konkreten Arbeit mit Menschen oder „Fallmaterial“ denkbar präzise, konkret und alltagssprachlich zu formulieren. Indem er die Aufmerksamkeit auf psychische Aktivitäten konzentriert, lädt er dazu ein, kritischen Einwänden aus der Metapsychologie-Diskussion Rechnung zu tragen, wie man sie z. B. bei *Schafer* (1976) nachlesen kann. Freilich ist klar, daß es in der analytischen Arbeit überdies diverser Begriffe und Theorien von geringerem Abstraktionsniveau bedarf (*Figdor* S. 173). Bezieht man diese aber auf die Kategorie der Apperzeption, dann eröffnet dies die differenzierende Frage, welche Apperzeptionen bzw. Apperzeptionstendenzen und welche Zusammenhänge zwischen Apperzeptionstendenzen von diesen Begriffen und Theorien aus dann in den Blick gebracht werden³. Die Bemühung der Kategorie der Apperzeption als zentrale Kategorie eines allgemeinen Rahmenkonzepts eröffnet überdies die Möglichkeit, verschiedene Theorien und Konzepte theoriegeleitet miteinander zu verknüpfen.

Wenn solche Verknüpfungsmöglichkeiten in den Blick geraten, dann sind weitere Differenzierungen und Präzisierungen freilich nicht hinfällig: Wenn *Presslich-Titscher* daran erinnert, daß ich andernorts darauf verwiesen habe, daß auch jedes Triebkonzept primär von Apperzeptionsmomenten handelt, dann heißt das freilich nicht, daß „wir Individualpsychologen uns nicht weiter um Theorie und Praxis der Psychoanalyse kümmern müssen, weil unser Konzept sowieso allumfassend ist“ (*Presslich-Titscher*, S. 199). *Im Gegenteil*: Mein Verweis auf Triebtheorien eröffnet gerade erst die doppelte

Frage, (a) wovon einzelne Triebtheorien *im speziellen* handeln und (b) *welche Konsequenzen* eine verstärkte Bedachtnahme auf solche Triebtheorien zeitigen können⁴.

Tenbrinks (S. 204) Bedenken, ich würde in meiner Verwendung des Apperzeptions-Begriffs „einen festgelegten Terminus umfunktionieren“, möchte ich nicht von der Hand weisen. Doch konnte ich in diversen Diskussionen und Seminaren feststellen, daß der Begriff der Apperzeption weitgehend in Vergessenheit geraten ist und deshalb auch keinen festen Bedeutungsgehalt hat; zumal ja bereits mehrere individualpsychologische Autoren den Apperzeptions-Begriff anders verwendet haben als Adler (vgl. Datler und Reinelt 1989 a, 74ff.).

2.3 Zum Problem des „Deutens und Aufdeckens von Unbewußtem“ als Spezifität des analytischen Prozesses

Meinem Apperzeptionsverständnis zufolge brachte meine erste These u. a. zum Ausdruck, daß psychoanalytisch-therapeutische Veränderungen als Veränderungen von Apperzeptionstendenzen begriffen werden können – was freilich erst die Frage eröffnet, wie sich dies in Hinblick auf die Spezifität des psychoanalytischen Veränderungsprozesses präzisieren läßt.

Meine nachfolgenden kritischen Bemerkungen zum Problem des Wiedererinnerns blieben in der Diskussion unwidersprochen. Figdor bezog aber eine andere Position in der Beantwortung der Frage, welcher Stellenwert „Deutungen“ zukommt. Zwar bewegt er sich mit seinen Kommentaren durchwegs innerhalb meiner ersten These; denn wenn Deutungen nach Figdor (S. 175) darauf abzielen, „daß sich . . . Wünsche *tatsächlich einstellen*, die *Wut gefühlt* und die *Angst gespürt* werden kann“, dann spricht Figdor von spezifischen Veränderungen im Bereich des Selbst- und Fremderlebens und damit von Veränderungen im Bereich des Selbst- und Fremddapperzipierens, die durch Deutungsprozesse eingeleitet, gefördert, entfaltet . . . werden sollen. Darüber hinaus hält mir Figdor aber dreierlei entgegen:

- a) Deutungsprozesse zielen nicht auf die Herausarbeitung von Hypothesen über unbewußte „Wurzeln“ von Manifestem, sondern auf die Aufhellung der unbewußten Bedeutung von Manifestem.
- b) Deutungen stärken nicht die Fähigkeit des Analysanten, zu erkennen und zu planen, sondern unterstützen das Voranschreiten von Regressions- und Assoziationsprozessen und damit das bewußte Wahrnehmen von Gefühlen wie Wut, Angst etc.
- c) Das Evidenzerleben, das sich in solchen Bewußtwerdungsprozessen einstellt, bezieht sich nicht auf ein kognitivistisches Für-wahr-Halten, sondern darauf, daß sich Assoziationen, Wünsche, Gefühle etc. *tatsächlich einstellen*.

Nun bestreite ich keineswegs, daß Deutungsaktivitäten (auch) auf all das abzielen, was Figdor fokussiert. Und aus der Position, die er einnimmt, mögen die von ihm hervorgehobenen Aspekte die bedeutsamsten sein. Ansatzpunkt *meiner* Überlegungen war und ist aber die Frage, was es erkenntniskritisch und prozeßtheoretisch bedeutet, wenn man – so wie es Figdor tut – von „Bewußtwerdung“ spricht bzw. „Bewußtwerdung“ intendiert. Figdor selbst hat vor kurzem im Rückgriff auf Freud (1915) darauf hingewiesen, daß „das Unbewußte“ selbst in analytischen Prozessen nicht unmittelbar erschlossen werden kann. Es sei aber sinnvoll und notwendig, die „Existenz unbewußter Seelenvorgänge“ als Konstrukt anzunehmen, „dessen Rechtfertigung in erster Linie in seinem Explikationswert für eine Reihe sonst unerklärlicher Phänomene liegt“. Die *Annahme*, daß es unbewußte psychische Prozesse „gibt“ und daß ein sinnhafter Zusammenhang zwischen diesen Prozessen und der „gegenwärtigen

Situation des Analysanden“ existiert, ist „dem psychoanalytischen Arbeiten immer schon vorausgesetzt“, zumal es andernfalls auch „nicht plausibel wäre, dem ‚Bewußtwerden‘ alle Anstrengungen zu widmen“ (Figdor 1989, 143f.).

Ich bin durchaus Figdors Auffassung und meine daher, daß analytisch-aufdeckende Prozesse nur dann erfolgreich verlaufen, wenn auch Analysanden die grundsätzliche Annahme eines solchen Zusammenhangs zwischen latent und manifest Psychischem teilen. Das bedeutet dann aber, daß Deutungsprozesse grundsätzlich darauf abzielen, Stück für Stück Wünsche, Befürchtungen, Phantasien, Erinnerungen . . . in den Blick zu bringen, von denen Analytiker wie Analysand annehmen können, daß sie unbewußt und von zentraler Bedeutung für die Ausbildung von Manifest-Psychischem waren (und vielleicht noch sind). Dies wird den Beteiligten oft nicht ausdrücklich vor Augen sein, wird in Analysen wohl kaum expliziert und bleibt auch bei Figdor unerwähnt. Der umrissene Anspruch wird insgesamt aber nicht aufzugeben sein, wenn die Rede vom „Bewußtwerden“ nicht für sinnlos oder hinfällig erklärt werden will⁵.

Figdor greift das erkenntniskritische Problem, das in Zusammenhang mit „Bewußtwerden“ gegeben ist, als solches nicht auf, mir ist aber wichtig: Auch dann, wenn Deutungen nicht in Form erklärender Hypothesen eingeführt werden (Figdor S. 175), sondern Analysanden helfen, Unbewußtes in dem von Presslich-Titscher (1991, S. 263, 265) angesprochenen Sinn zu „entdecken“, ist nicht zu beweisen, daß das Entdeckte in der nun präzisierten Form zuvor unbewußt war und daß es diese oder jene latente Bedeutung für Manifestes hatte. Dennoch erhalten diese „Entdeckungen“ curative Relevanz aber dadurch, daß sie als wahr begriffen und erlebt werden. Ich hatte festgehalten, daß die Angemessenheit dieser „Erkenntnisse“ in der jeweiligen Etappe des analytischen Prozesses *evident* sein müsse. Meinen Evidenzbegriff verkürzt Figdor (und vielleicht hab ich dies durch die eine oder andere Formulierung auch nahegelegt), wenn er mir die Auffassung unterstellt, Analysanden hätten in diesem Zusammenhang primär kognitive Aktivitäten zu setzen. Das Wahrnehmen und Erleben von Evidenz greift „tiefer“; und es wäre sicher nötig, dies begrifflich schärfer zu präzisieren und vor allem auch in seiner technischen Relevanz zu diskutieren: Welche Haltung des Analytikers und welche Interventionen ermöglichen welche Evidenzerlebnisse? In welcher Form ist es nötig, solche Evidenzerlebnisse schon in den Anfangsphasen der therapeutischen Arbeit zu fördern? Und welche Bedeutung hat dies für die Entfaltung des therapeutischen Arbeitsbündnisses . . . ?

Wenn ich in diesem Zusammenhang darauf verwiesen habe, daß diese analytischen Evidenzerlebnisse neue Handlungs- und Erlebnismöglichkeiten ebenso eröffnen wie neue Handlungs- und Erlebnisabsichten, dann mag ich auch dies in Formulierungen gebracht haben, die den Eindruck nahelegen, ich würde vor allem die Ausgestaltung von Entwicklungsabsichten kognitivistisch begreifen. So gesehen halte ich Figdors (S. 175) kritische Anmerkung für angemessen. In Figdors Darstellung vermisste ich aber wiederum Hinweise darauf, daß die analytische Arbeit innerhalb wie außerhalb des analytischen Settings nur dann vorankommt, wenn Analysanden zumindest in unbewußter Weise die „Absicht“ konkretisieren, innerhalb und außerhalb der analytischen Situation Änderungen unterschiedlichster Art herbeizuführen – seien es nun Änderungen, die sich auf eine Modifikation der Übertragungssituation beziehen, auf das Wirklichwerden von Phantasien, auf das Zulassen von Regression, auf die Klärung aktueller Lebenssituationen etc. Wenn ich recht sehe, dann wird der Zusammenhang zwischen der Herausarbeitung und Realisierung von solchen Veränderungswünschen einerseits und den Aktivitäten des Analytikers andererseits vergleichsweise selten thematisiert.

2.4 Abstinenz: Verhalten oder Haltung?

Dieser Zusammenhang droht mir auch aus dem Blick zu geraten, wenn ich *Tenbrink* (S. 205) folge, der vorschlägt, den Abstinenzbegriff durch den der Empathie zu ersetzen. Da ich davon ausgehe, daß in unterschiedlichen psychosozialen Arbeitsfeldern empathisch gearbeitet werden kann, bleibt zunächst offen, nach welchen Gesichtspunkten das Handeln von Analytikern ausgestaltet werden soll, wenn diese im analytisch-therapeutischen Sinn „empathisch“ sein sollen oder wollen. (Freilich gibt es dazu vor allem aus der Sicht der Selbstpsychologie viel Literatur; doch ist zu fragen, ob es der Verständigung zwischen Analytikern dient, wenn zur Klärung eines komplexen prozeßtheoretischen Problems ein Begriff eingeführt wird, der in solch hohem Ausmaß in alltagssprachlicher Verwendung steht wie der Begriff der Empathie.)

Figdors (S. 174) Differenzierung zwischen „Abstinenz“ und „analytischer Haltung“ finde ich sinnvoll: doch geht mir sowohl in seinen als auch in *Tenbrinks* Ausführungen ein Hinweis darauf ab, daß die Aktivitäten von Analytikern in bestimmter Weise und in hohem Ausmaß zurückhaltend ausgestaltet sein müssen, damit Analysanden den *evidenten Eindruck* erhalten können, daß sie diese und jene Ängste, Wünsche, Konflikte, Phantasien . . . gleichsam „von sich aus einbringen“ und nicht bloß als Antwort auf die eine oder andere Analytikeraktivität neu ausbilden. Auf letzteres versuchte ich in meinem Artikel vornehmlich einzugehen, während der Begriff der „*wohlwollenden Abstinenz*“ primär als eine Reaktion auf manche Stimmen aus individualpsychologischen Kreisen zu verstehen ist, in denen analytische Abstinenz mit kühlem, entrücktem, unfreundlichem . . . Verhalten gleichgesetzt wird (vgl. *Datler und Reinelt 1989 a*).

3. Ein Plädoyer für verstärkte Falldiskussionen

Huttanus (S. 213) und *Tenbrink* (S. 206 f.) plädieren für eine verstärkte Darstellung von Fallberichten sowie für einen intensivierten Austausch darüber. Darüber hinausgehend haben *Presslich-Titscher* (1991, 264 f.) und *Figdor* (S. 175 ff.) meine Fallvignette aufgegriffen und kritisch diskutiert. Ich hatte aus der Arbeit mit Herr M. erzählt, weil es in den erwähnten Stunden um die Verschränkung von Gegenwärtigem und Vergangenen sowie um die Verschränkung von Außeranalytischem mit Inneranalytischem gegangen war. Ich hatte nicht die Absicht gehabt, mit Hilfe dieser Fallvignette meine Vorstellung von einer etwaigen psychoanalytischen Standardmethode zu umreißen. Um auf die Anmerkungen von *Presslich-Titscher* inhaltlich eingehen zu können, müßte ich daher einiges aus der Arbeit mit Herr M nachtragen. Ich ziehe es aber vor, drei allgemeine abschließende Anmerkungen zu machen:

a) Ich begreife die Bemerkungen von *Presslich-Titscher* und *Figdor* als Äußerungen anderer Analytiker, die darauf hinweisen, welche Zusammenhänge zwischen meinem dargestellten Therapeutenverhalten und dessen Bedeutung für den analytischen Prozeß *ihnen* in den Sinn kommen und inwiefern *sie* die referierten analytischen Situationen vielleicht anders ausgestaltet hätten, als ich es getan habe. Mitteilungen dieser Art halte ich grundsätzlich für wertvoll; denn sie können auf sinnvolle Varianten des psychotherapeutischen Verstehens und Handelns verweisen, wenn sie eigene Vorstellungen und Tendenzen kontrastieren.

b) Solche Hinweise können in der Regel *dann* anregend und hilfreich sein, wenn sie auf einen gemeinsam geteilten Verständnishorizont bezogen sind. Dies macht nochmals darauf aufmerksam, daß es sinnhaft ist, zwischen allgemeiner Rahmentheorie einerseits und der Diskussion von Spezialfällen im Detail zu unterscheiden:

Presslich-Titscher und *Figdor* beziehen sich in der Diskussion meiner Fallvignette (zumindest implizit) auf einen allgemeinen psychoanalytischen Verständnisrahmen, der über weite Strecken auch meiner ist. Im Detail setzen sie dann aber andere Akzente und eröffnen mir damit die Möglichkeit, mich zu fragen, ob ich diese Akzentsetzungen unbedacht vernachlässige, ob ich sie in meine Überlegungen üblicherweise ohnehin mit einbeziehe, ob ich sie in künftigen Arbeitssituationen verstärkt berücksichtigen möchte etc.

c) Falldiskussionen dieser Art sind in der individualpsychologischen Literatur vergleichsweise selten zu finden. Da ich von der Lektüre solcher Falldiskussionen zumeist auch dann profitiere, wenn sie eigenes Fallmaterial *nicht* unmittelbar betreffen, plädiere ich für die Zunahme solcher Falldiskussionen. Dabei sollten Individualpsychologen auch nicht davor zurückschrecken, nach spezifischen Tendenzen zu fragen, die wir in unseren Ausbildungen und Vereinigungen tradieren, ohne sie immer wieder zum Gegenstand kritischer Auseinandersetzungen zu machen.

In diesem Sinn fand ich *Presslich-Titschers* (1991) Arbeit für ausdrücklich anregend (vgl. *Datler* 1992a). Ähnlich anregend fand ich ihre Bemerkungen zu interventionstechnischen Fragen, die sie in letzter Zeit mehrfach publiziert hat (*Titscher* 1986, 1987, 1989), auch wenn ich mich dabei nie veranlaßt sah, jene Interventionstendenzen, die sie für typisch individualpsychologisch hielt, außerhalb des Gesamtrahmens von psychoanalytischem Arbeiten anzusiedeln: Dies nicht zuletzt deshalb, weil für mich der theoretische Bezugsrahmen von *Presslich-Titschers* Überlegungen immer ein psychoanalytischer war.

Anmerkungen

- 1 Ohne präzise Grenzziehungen angeben zu können, möchte ich nicht verhehlen, daß ich Schwierigkeiten habe, sämtliche Publikationen, die in der Tradition des späten *Adler* bzw. in der Tradition von *Dreikurs* stehen, dem Gesamtbereich der Psychoanalyse zuzuordnen. Ich spreche deshalb lieber von der Individualpsychologie als einer tiefenpsychologischen Theorietradition, die heute über weite Strecken von Autoren mit psychoanalytischem Selbstverständnis vertreten und weiterentwickelt wird (vgl. *Datler* 1988, S. 23).
- 2 Als „Psychoanalytiker“ aufzutreten bedeutet für mich also etwas völlig anderes als für *Presslich-Titscher*: Sie arbeitet an einer Klinik, in der die anderen tiefenpsychologisch ausgebildeten Psychotherapeuten durchwegs Psychoanalytiker sind und zum Teil großen Wert darauf legen, sich von Nicht-Psychoanalytikern (zu denen in ihren Augen auch Individualpsychologen zählen) scharf abzugrenzen.
- 3 Daß dies z. B. zu einem differenzierten Verständnis der Komplexität von unbewußten Abwehrprozessen führt, habe ich andernorts mit *Toni Reinelt* zu zeigen versucht (1989a, 77f.). Mit ihm habe ich auch umrissen, welche differenzierten Vergleichsmöglichkeiten in den Blick kommen, wenn man sich unter Bemühung der Apperzeptions-Kategorien der

Gegenüberstellung verschiedener Beiträge aus unterschiedlichen psychotherapeutischen Schulen zum Thema „Beziehung und Deutung“ nähert (*Datler* und *Reinelt* 1989b).

- 4 In einem älteren Aufsatz über „Libido- oder Selbstwerttheorie“ habe ich ansatzweise zu zeigen versucht, welche Differenzierungen sich im Verstehen psychischer Prozesse eröffnen, wenn man konventionell individualpsychologische und konventionell psychoanalytische Konzepte verbindet (*Datler* 1985). Dabei habe ich die Kategorie der Apperzeption zwar sinngemäß bemüht, nicht aber explizit benannt. Ähnliches gilt für eine andere Arbeit, in der ich in einen Verstehensprozeß überdies Aspekte des psychoanalytischen Strukturmodells sowie systemische Überlegungen miteinbezogen habe (*Datler* 1988).
- 5 Wenn man daran denkt, daß Analytiker mitunter auch deuten, ohne daß Analysanden die Vorstellungen des Analytikers über den Zusammenhang zwischen Latentem und Manifestem auch nur annähernd teilen (man denke z. B. an Kinderanalysen), dann macht dies meine Überlegungen nicht hinfällig; denn es ist anzunehmen, daß „Deuten“, „Aufdecken“ und „Bewußtwerden“ hinsichtlich solcher Therapien begrifflich und prozeßtheoretisch in spezifischer Weise und somit über weite Strecken eigenständig zu bestimmen ist.

Literatur

- Cremerius, J.:* Die Bedeutung der Dissidenten für die Psychoanalyse. In: Cremerius, J.: Vom Handwerk des Psychoanalytikers, Bd. 2. frommann-holzboog, Stuttgart 1984, 364–397
- Datler, W.:* Was leistet die Psychoanalyse für die Pädagogik? Ein systematischer Aufriß. Jugend und Volk, Wien 1983
- Datler, W.:* Libido oder Selbstwerttheorie? Zur Diskussion um die anthropologischen Grundannahmen von Individualpsychologie und Psychoanalyse. In: Z.f. Individualpsychol. 10, 1985, 106–117
- Datler, W.:* 50 Jahre nach Adlers Tod: Die Individualpsychologie auf dem Weg zu einer allgemeinen Verständigungsbrücke zwischen verschiedenen psychotherapeutischen Schulen. In: Z.f. Individualpsychol. 12, 1987, 275–283
- Datler, W.:* Neuere Entwicklungen in der Individualpsychologie und erste Andeutungen zu deren Relevanz für Pädagogik. In: Jugendamt der Stadt Wien (Hrsg.): Weiterentwicklung des individualpsychologischen Gedankengutes in Schule und Sozialarbeit. Jugend & Volk, Wien 1988, 11–27
- Datler, W.:* Apperzeption, Wiedererinnern und Neubeginn: Auf dem Weg zu einer Theorie des psychoanalytischen Prozesses. In: Z.f. Individualpsychol. 16, 1991 a, 247–259
- Datler, W.:* Was wir ererbt von unser'n Vätern . . . Ein Plädoyer für Ambivalenz in unserer Beziehung zu Alfred Adler. In: Z.f. Individualpsychol. 16, 1991 b, 29–38
- Datler, W.:* „Deutung in der Beziehung“ und „Deutung der Beziehung“? Einige kritische Anmerkungen zum psychoanalytisch-therapeutischen Prozeßdenken in der Individualpsychologie. In: Beiträge zur Individualpsychologie 15, 1992 a (im Druck)
- Datler, W.:* Psychoanalytische Praxis, pädagogisches Handeln und psychoanalytische Kur: Einige problemgeschichtliche und systematische Anmerkungen über unklare Grenzen als Krise, Aufgabe und Chance. In: Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik 4, 1992 b (im Druck).
- Datler, W. & Reinelt, T.:* Das Konzept der tendenziösen Apperzeption und seine Relevanz für das Verständnis von Deutung und Beziehung im psychotherapeutischen Prozeß. In: Reinelt, T. & Datler, W. (Hrsg.): Deutung und Beziehung im psychotherapeutischen Prozeß. Springer, Berlin u. a., 1989 a, 73–88
- Datler, W. & Reinelt T.:* Konvergenzen, Differenzen und die Frage nach einer Verständigung zwischen verschiedenen psychotherapeutischen Ansätzen. In: Reinelt, T. & Datler, W.: (Hrsg.): Beziehung und Deutung im psychotherapeutischen Prozeß. Springer, Berlin u. a. 1989 b, 371–385
- Figdor, H.:* „Pädagogisch angewandte Psychoanalyse“ oder „Psychoanalytische Pädagogik“? Fortsetzung der Diskussion über das theoretische Verhältnis zweier Disziplinen. In: Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik 1, 1989, 136–172
- Fischer, G.:* Dialektik der Veränderung in Psychoanalyse und Psychotherapie. Modell, Theorie und systematische Fallstudie. Asanger, Heidelberg 1989
- Freud, S.:* (1915): Das Unbewußte. In: Studienausgabe, Bd. III. Fischer, Frankfurt 1975, 263–304
- Grünbaum, A.:* Die Grundlagen der Psychoanalyse. Eine philosophische Kritik. Reclam, Stuttgart 1988
- Hobmair, H. & Treffer, G.:* Individualpsychologie, Erziehung und Gesellschaft. Reinhardt, München-Basel 1979
- Kausen, R.:* Die Wirkungen der Individualpsychologie heute. In: Eicke, D. (Hrsg.): Freud und die Folgen (2). Kindler, Zürich 1977, 643–656
- Presslich-Titscher, E.:* Individualpsychologen als Psychoanalytiker: Sind individualpsychologische Analysen Psychoanalysen? In: Z.f. Individualpsychol. 16, 1991, 260–266
- Schafer, R.:* Eine neue Sprache für die Psychoanalyse. Klett, Stuttgart 1982
- Schmidt, R.:* Neuere Entwicklung der Individualpsychologie im deutschsprachigen Raum. In: Z.f. Individualpsychol. 10, 1985, 226–236
- Schmidt, R.:* Die Entwicklung der Individualpsychologie im deutschsprachigen Raum nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Z.f. Individualpsychol. 10, 1987, 244–257
- Schmidbauer, W.:* Vom Es zum Ich. Paul List, München 1975
- Spiel, O.:* (1947): Am Schaltbrett der Erziehung. Huber, Bern 1979
- Spiel, W.:* (Hrsg.): Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. XI: Konsequenzen für die Pädagogik (1). Kindler, Zürich 1980 a
- Spiel, W.:* (Hrsg.): Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. XII: Konsequenzen für die Pädagogik (2). Kindler, Zürich 1980 b
- Titscher, E.:* Individualpsychologische Interventionen. In: Z.f. Individualpsychol. 11, 1986, 51–54
- Titscher, E.:* Schulspezifische Unterschiede in

analytischen Behandlungen? In: *Z. f. Individualpsychol.* 12, 1987, 91-97

Tischer, E.: Übertragung - ein altes neues Thema. In: *Z. f. Individualpsychol.* 14, 1989, 103-109

Titze, M.: Geschichte der Individualpsychologie. In: *Brunner, R., Kausen, R. & Titze, M.*

(Hrsg.): *Wörterbuch der Individualpsychologie*, Reinhardt, München u. a. 1985, 165-177

Dr. Wilfried Datler
Institut für Erziehungswissenschaften
Garnisongasse 3/8
A-1096 Wien